

Gottfried Kellers Frühlyrik

Autor(en): **Wiegand, Carl Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **5 (1910-1911)**

Heft 2

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751296>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Gottfried Kellers Frühlyrik

Von Carl Friedrich Wiegand



Das Buch, über das ich hier kurz referiere, ist bereits eine Seltenheit der Bibliophilen. In fünfhundert Exemplaren gedruckt, war es bereits vor seinem Erscheinungstag verkauft. Einzelne Exemplare sind in die Hände der Antiquare geraten, die heute schon fünfzig und siebenzig Franken in ihren Katalogen fordern. Rezensionsexemplare empfangen nur drei Schweizer Zeitungen.

Adolf Frey, der Herausgeber des Buches, ließ, dem Gegenstand entsprechend, die aus einem Nachlasse stammenden sechzig Gedichte Gottfried Kellers durch das Art. Institut Orell Füssli, Zürich, bis auf das genaueste faksimilieren (selbst die Papierfarbe und -faserung ist nachgeahmt!), und der Verlag von Hässel in Leipzig gab dem Großquartformat des Werkes einen geschmackvollen Einband, der zu dem Sandgelb des Papiers auf komplementäres Blau gestimmt ist.

Über Gottfried Kellers ersten Produktionen lag seither ein Schleier. Es gibt Ungezählte, die da sagen: „Gottseidank! Was gehen uns die unfertigen oder unausgereiften Dichtungen an! Der Meister hat ja selbst im „Poetentod“ gesagt: Der Staub der Werkstatt mag zugrunde gehen!“ Dem ist entgegen zu halten: Hier handelt es sich gar nicht um Schubladenstaub, um Zettelchen und Entwürfe, sondern um einen neu aufgefundenen umfangreichen Manuskriptbündel, der eine sorgfältige Reinschrift Kellers darstellt. Und zum anderen: Jeder Künstler wird diese Publikation wie einen Leckerbissen genießen, nicht nur deshalb, weil sie in Meister Gottfrieds Kunstschaffen einen Einblick gewährt, sondern weil es hier etwas zu lernen gibt. Solche Publikationen öffnen dem wahllos Produzierenden erst die Augen, weil sie zuweilen das technische Goldnetz aufschimmern lassen, auf dessen imaginärem Aufbau das Kunstgebilde steht.

Platen sagt: „Die Kunst zu lernen, war ich nie zu träge . . .“ In dieser Form ist der Gedanke, der Platen vorschwebte, unhaltbar. Man kann

die Kunst nicht lernen, und Platen hat das sicherlich auch gar nicht gemeint. Adolf Frenschreibt: „Es gibt gewisse Kunstseinsichten, die erlebt sein wollen, ehe sie wirksam werden.“ Das ist nach meinem Dafürhalten ein ausgezeichnetes Wort. Für wen gälte dieser Ausspruch in einem höheren Sinne, als gerade für den Lyriker? Es paßt auch auf diejenigen Künstler unter den Lyrikern, denen, wie dem 18jährigen Uhland, scheinbar beim ersten Wurf ein Vollendetes gelang. Wie bei den bildenden Künsten eine Handfertigkeit und Schulung des Auges, eine technische Beherrschung des Materials unbedingt nötig ist, so verlangt die Dichtkunst eine Durch- und Ausbildung des linguistisch logischen, des etymologisch farbigen, des zeitlich rhythmischen und des musikalisch melodischen Sprachapparates, ehe der Poet mit gefühlreicher Beherrschung gestaltend an sein Motiv herantreten kann. Nur wenigen Lyrikern ist es gegeben, ein Gedicht sofort „fertig“ zu machen. Vielen gelingt ein Wurf nur selten an einem Tage, weil sie nicht „dabei“ bleiben können. Mit welcher Mühe schloß Storm seine Lyrik! War nach ungezählten Fassungen die Form zu glatt, dann riß er seine Gedichte, wie er sagte, „mit der Raufheile“ wieder auf. Conrad Ferdinand Meyers Gedichte machten in den ersten Fassungen zuweilen den Eindruck von Gymnastikpoesien, und von Heine wissen wir, daß er sein Lied „Reise zieht durch mein Gemüt . . .“ elfmal umschrieb und mit künstlerischer Beharrlichkeit sämtliche unreinen Reime beibehielt.

Es gibt keinen schlagenderen Erweis für die fortschreitende künstlerische Einsicht, für das wachsende Augenmaß, kurz gesagt: ob ein Dichter ein Künstler oder nur mehr oder weniger Dilettant war, wie gerade Frühfassungen und Versionen, weil durch sie es deutlich wird, wie ein Dichter das Selbstgeschaffene wertet! (In dieser Hinsicht ist die Gleichgültigkeit, wie z. B. Leuthold die Pfüschereien anderer an seinen Werken akzeptierte, ein besonders aufschlußreiches Kapitel in der Geschichte des künstlerischen Dilettantismus.)

Die beiden Manuskriptbände Kellerscher Lyrik, die in der Zürcher Stadtbibliothek ruhen, enthalten nur die ersten erreichbaren Fassungen, aber nicht die allerersten Niederschriften. Zwar berichtet Jakob Bächtold, der Herausgeber des Kellerschen Nachlasses, von August Adolf Wilhelm Follen, der die ersten Entwürfe Kellers auf dessen Wunsch „überging“ und auch in anderer Hinsicht dem von der Malerei Abgeschwenkten mit Fürsorglichkeit zu einer Zeit an die Hand ging, als in Zürich niemand an ein Gleiches dachte,

oder Ähnliches künstlerisch konnte. Aufschluß darüber aber, wie weit Follens negatives und positives kritisches Helferamt ging, konnte Jakob Bächtold nicht geben. In der sehr lesenswerten Publikation Adolf Frenys erhalten wir nun die Handschrift Kellers mit Follens Randbemerkungen, Zusätzen, Streichungen, Verbesserungen usw. facsimiliert. Vieles, was Follen schrieb, und Keller gern stehen ließ, ist Verbesserung. Es ist interessant zu sehen, wie Keller, der bald über seinen künstlerischen Mentor hinauswuchs, allmählich scharf sah! Diese Gedichte haben schon den Phantasie Reichthum, die überquellende Fülle, die sprachliche Prägung und Farbigkeit seiner vollendeten Dichtungen. Adolf Freny geht auch in einem umfassenden Nachweis behutsamen Schrittes den Anklängen, Entlehnungen und Abhängigkeiten nach, die uns den jungen Keller auf der Heerstraße Freiligraths und Herweghs, auf den Pfaden Heines, Lenaus, Anastasius Grüns, Platens, Goethes und Schillers zeigen.

Ein Beispiel, wie der junge Keller formell und inhaltlich sich anlehnen konnte.

Freiligrath schreibt:

„Geh ich einsam durch den Wald,
Durch den grünen, düstern,
Keines Menschen Stimme schallt,
Nur die Bäume flüstern . . .
Waldesruhe, Waldeslust,
Bunte Märchenträume,
O, wie labt ihr meine Brust,
Lockt ihr meine Reime!“

Keller schreibt:

„Aber auch den Föhrenwald
Laß ich mir nicht schelten,
Wenn mein Zauchzen wiederhallt
In dem sonnerhellsten!
In den Stämmen oft ein Laut
Hallet einsam wieder;
Üppig, wie das Farrenkraut
Wachsen meine Lieder!“

